

Lektorat offenbar hoffnungslos überfordert: Diverse Fehler – von falschen Buchtiteln bis hin zu fragwürdigen Übersetzungen wie „occupation“ mit „Besitz“ (S. 28) oder auch „rota“ mit Regiment statt mit Kompanie (S. 48) – geben darüber bedrückt Auskunft.

Passagenweise kommt die Darstellung glänzend ohne jeglichen Rekurs auf Ungern aus (S. 126–130). Dies bedeutet aber auch, dass er seltsam konturlos bleibt. Urteilt man auf der Basis seiner Schul- und Kadettenjahre, war Ungern einerseits sehr mittelmäßig, andererseits auch ein zu Disziplinlosigkeit neigender Einzelgänger. Dennoch überrascht, dass die Protektion durch familiäre Netzwerke nicht ausreichte, ihm zügiges Avancement zu gewähren. Dies wäre ein durchaus übliches Karrieremuster im Ancien régime gewesen. Ungern war ein personifizierter Widerspruch, der sich einerseits auf Ehre, Tradition, Gerechtigkeit, seinen lutherischen Glauben und die zehn Gebote berief, andererseits aber in seiner Kriegführung keine Gräueltaten aussparte. Ungerns „antibolschewistischer Kreuzzug“ wirkt komödienhaft, sein Verhalten erratisch, der Realitätsverlust ausgeprägt, so dass Fragen nach der Stabilität seiner Psyche durchaus angemessen erscheinen. Sunderland stellt sie nicht (S. 201).

Umso überraschender ist, dass Ungern 1920 versuchte, nach Österreich zurückzukehren. Der Autor nennt keinerlei Gründe für Ungerns Gesinnungswandel und verweist zur Erklärung auf eine Akte aus einem Moskauer Archiv. Das hilft dem Leser nur bedingt. Aber diese kleine Episode illustriert zugleich, dass der methodische Zugriff deutliche Schwächen offenbart. Über das Imperium sagt diese Facette nichts aus; und hinsichtlich des

Protagonisten lässt Sunderland den Leser im Stich.

Sunderland subsumiert seine Studie wie folgt: „Because he lived in so many places, he allows us to see more pieces of the puzzle than most“ (S. 230). In der Tat ist die Studie ebenso facettenreich wie farbig, aber die konsekutiv zusammengesetzten Teile variierender Orte ergeben weder ein Gesamtbild noch haben sie Erklärungskraft. Die Mongolei und St. Petersburg/Petrograd hatten 1905 wie 1920 wenig gemein. Eine Konstante aber war das Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie. Was bleibt als Fazit? Mit Macbeth möchte man mit Blick auf den Protagonisten des Buches sagen: „Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild / Ein armer Komödiant, der seine Stunde lang sich auf der Bühne zerquält und tobt; / dann hört man ihn nicht mehr. Es ist eine Geschichte / [...] voller Klang und Wut, / die nichts bedeutet.“

Felix Wemheuer: *Famine Politics in Maoist China and the Soviet Union* (= Yale Agrarian Studies Series), New Haven: Yale University Press 2014, 325 S.

Rezensiert von
Robert Kindler, Berlin

Die furchtbarsten Hungersnöte des 20. Jh.s ereigneten sich nicht im subsaharischen Afrika, sondern in der Sowjetunion und in China. Dennoch haben die Katastrophen der Jahre 1931–1933, 1946/47 und

1958–1961 in systematischen Abhandlungen über Hungerkrisen vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit gefunden. Der Sinologe Felix Wemheuer tritt an, dies zu ändern. Es geht ihm darum, Entstehung und Folgen der Hungersnöte zu verstehen und sie miteinander zu vergleichen. Überdies interessiert er sich für das Problem, wie Erinnerungen an den Hunger zur Etablierung nationaler Identitäten instrumentalisiert werden. Seine Herangehensweise bezeichnet Wemheuer selbst als „revisionistisch“. Und in der Tat versucht er in den empirisch orientierten Kapiteln seines Buches konsequent sozialhistorisch zu argumentieren und auf dramatische Beschreibungen des Hungers zu verzichten, die in anderen Darstellungen häufig dominieren.¹

Die ersten Kapitel enthalten kaum Überraschungen. Wemheuer erklärt, sowohl bei Russland als auch bei China habe es sich um „Länder des Hungers“ gehandelt; die Kommunisten seien also in Kontexten an die Macht gekommen, in denen Hungersnöte und soziale Instabilität zur Lebenserfahrung der Bauern gehörten. Um ihr Industrialisierungsprogramm durchzuführen habe die sowjetische Führung die Bauern ausgebeutet und auch die chinesischen Kommunisten hätten darauf gebaut, der Landbevölkerung Getreide abzugewinnen. Dies seien die Hauptgründe für den Ausbruch der beiden Hungersnöte. Alternative Erklärungen, die schlechtes Wetter und Missernten in Feld führen, weist Wemheuer aus guten Gründen zurück. (Und in einem späteren Kapitel erklärt er mit ebenso guten Argumenten, weshalb die Hungersnot in der Ukraine kein Genozid war.) Die Hungersnöte bezeichnet er treffend als „Great Leap Famines“. Beide Regimes

versuchten, den Hunger aus den Städten herauszuhalten. Die Bauern wurden zugunsten von Stadtbevölkerung und Armee bei der Versorgung mit Getreide benachteiligt, denn sowohl Stalin als auch Mao verstanden, dass ihre Herrschaft ernsthaft gefährdet war, wenn es in den Zentren massiven Hunger gab. Deshalb versuchten die Kommunisten Migrationen zu verhindern und gingen mit aller Härte gegen Bauern vor, die in die Städte drängten.

An mehreren Stellen setzt sich Wemheuer kritisch mit dem „entitlement approach“ auseinander; einem der wichtigsten Ansätze zur Erklärung von Hungersnöten. Dieser Zugang sei jedoch zu allgemein um die hier untersuchten Fälle besser zu verstehen (S. 151). Ähnlich klar fällt das Urteil hinsichtlich der von Amartya Sen und Jean Drèze vertretenen These aus, dass Demokratie und Pressefreiheit essenziell für die Vermeidung von Hungersnöten sind. Hier wird eingewandt, dass die sozialistischen Regime in der Lage gewesen seien, Hungersnöte dauerhaft zu vermeiden.

In der Tat gab es in beiden Staaten nach 1947 beziehungsweise nach 1961 keine Hungersnöte mehr. Was waren die Ursachen dafür? Die sowjetische Führung akzeptierte die privaten Felder der Bauern, importierte große Mengen Getreide und implementierte ein – wenngleich bescheidenes – Wohlfahrtssystem auf dem Lande. Wemheuer argumentiert überzeugend, dass all dies aus der Perspektive eines Bauern, der die Hungersnöte von 1932–1933 und 1946/47 sowie die Hungerjahre während des Zweiten Weltkriegs überlebt hatte, ein großer Fortschritt gewesen sei. In China versuchte der Staat hingegen die Bevölkerungsentwicklung mit Hilfe der Ein-Kind-Politik unter Kontrolle zu bringen und

gleichzeitig den massenhaften Zuzug bauerlicher Migranten in die Städte zu verhindern. Zwar gelang es, akuten Hunger zu vermeiden, doch bis in die späten 1970er Jahre gehörte chronischer Mangel zum Alltag von Millionen chinesischer Bauern (S. 235). Trotz erheblicher Unterschiede in ihren jeweiligen Möglichkeiten und Mitteln sei es evident, so Wemheuer, dass Einparteiendiktaturen in der Lage seien, Hungersnöte zu verhindern, wenn sie den Willen dazu aufbrächten. Kann man also davon sprechen, dass die beiden Regime ihre „Lektionen gelernt“ hatten? Oder war es nicht vielmehr so, dass der Hunger erst dann keine Bedrohung mehr darstellte, als die menschenverachtenden Führer Stalin und Mao nicht mehr am Leben waren?

An zwei Sonderfällen, die ansonsten kaum Gemeinsamkeiten aufweisen, wird untersucht wie Hungersnöte zur Schaffung nationaler Identität beitragen können. Sowohl im Falle der Ukraine als auch am Beispiel Tibets lässt sich zeigen, wie sich zunächst im Exil ein Opferdiskurs entwickelte, der – zumindest in der Ukraine – unter geänderten politischen Vorzeichen schließlich zur offiziellen Staatsräson werden kann. Auch im Falle Tibets ist der Hunger in politisches Minenfeld und wer ihn nur erwähnt, zeigt damit seine oppositionelle Haltung gegen die offizielle chinesische Politik an.

Es ist nahe liegend und überzeugend, dass sich der Autor als ausgewiesener Experte für chinesische Geschichte auf die Hungersnot in der Volksrepublik konzentriert. Hier liegt denn auch der Schwerpunkt des Buches, während eine Perspektive auf die Sowjetunion ausschließlich aus der Sekundärliteratur entwickelt wird. Daran ist nichts auszusetzen, geht es hier doch nicht

um die Präsentation neuer empirischer Befunde. Dennoch fallen einige problematische Behauptungen auf: So ist es höchst fraglich, ob man die Zeit nach dem Ende des Hungers als die „guten Jahre“ unter Stalin bezeichnen kann (S. 32). Die implizit vorgetragene These, die Hungersnot in der Ukraine sei relativ gewaltfrei verlaufen (S. 167ff.), ist verkürzt: Der Hunger war eine direkte Folge der verheerenden Gewaltexzesse der Kollektivierungskampagne und nahm in vielen Regionen Formen eines Bürgerkriegs an.² Und schließlich seien Zweifel an der Behauptung erlaubt, die Hungersnot habe die Städte weitgehend verschont. Zwar ist es zutreffend, dass vor allem die Bauern hungerten und die sowjetische Führung versuchte, Städte und Soldaten bevorzugt zu versorgen, doch auch in den urbanen Zentren herrschte – vielfach extremer – Mangel.³

Der Text argumentiert, beiden Staaten seien durch die Hungersnöte erhebliche Legitimationsprobleme entstanden. Alle Versuche, den Hunger zu beenden, müssten daher stets auch als Maßnahmen interpretiert werden, diesem Mangel abzuwehren. Doch trifft diese Annahme zu? Nach allem was wir wissen, sahen die meisten ukrainischen und russischen Bauern im Staat vor allem eine strafende Gewalt, der es tunlichst zu entkommen galt. Oder anders formuliert: Der gute Staat war für die Bauern ein abwesender Staat. Für die Legitimität staatlicher Ordnungen interessierte sie nicht. Genauso war es auch bei den Bolschewiki. Mit der Kollektivierung versuchten sie, dem Dorf ihre Ordnung aufzuzwingen und während der Hungersnot hatten sie damit schließlich Erfolg. Dem Hunger setzten sie schließlich ein Ende, weil nicht die Legitimität, sondern

der Bestand ihrer Herrschaft in Gefahr geraten war. Manches von dem, was der Autor über das Ende des Hungers in China schreibt, scheint gleichfalls in diese Richtung zu weisen.

Man muss nicht alle Schlussfolgerungen Felix Wemheuers teilen, um in „Famine Politics“ einen herausragenden Beitrag zur Debatte um Hungersnöte im Sozialismus zu erkennen. Es sind insbesondere zwei Aspekte die hier von besonderer Bedeutung sind. Erstens: Die Hungersnöte waren entscheidend für das Verhältnis zwischen Staat und bäuerlicher Bevölkerung. Sie waren Akte brutaler Unterdrückung. Zugleich schufen sie auch die Voraussetzungen für eine dauerhafte Koexistenz zwischen Bauern und Kommunisten. Letztere verstanden, dass sie nicht allein mit Zwang agieren konnten, sondern dass sie der Landbevölkerung Konzessionen machen musste. Zweitens zeigt das Buch eindringlich, dass es in der Verantwortung von Staaten liegt, ob Hungersnöte ausbrechen. Und sie haben es in der Hand, ihnen ein Ende zu setzen.

Anmerkungen:

- 1 Der Autor kritisiert hier insbesondere die Arbeit von Frank Dikötter: *Maos Großer Hunger. Massenmord und Menschenexperiment in China*, Stuttgart 2014.
- 2 B. Falk, *Sowjetische Städte in der Hungersnot 1932/33. Staatliche Ernährungspolitik und Städtisches Alltagsleben*, Köln 2005.
- 3 F. Schnell, *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905-1933*, Hamburg 2012.

Sven Oliver Müller / Jürgen Osterhammel / Martin Rempe (Hrsg.): Kommunikation im Musikleben. Harmonien und Dissonanzen im 20. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, 312 S.

Jessica C. E. Gienow-Hecht (Hrsg.), Music and International History in the Twentieth Century (= Explorations in Culture and International History, vol. 7), New York: Berghahn 2015, 278 S.

Rezensiert von
Friedemann Pestel, Freiburg

Seitdem Sven-Oliver Müller 2010 das Nachdenken über einen *musical turn* in der Geschichtswissenschaft angestoßen hat,¹ geht eine wachsende Zahl substanzieller Beiträge der Frage nach, ob der *musical* und *acoustic turn* „the next big thing“ (Gienow-Hecht, S. 1) an der Schnittstelle von Kultur-, Diplomatie- und Emotionsgeschichte des 19. und 20. Jh.s werden könnte. Zwei Produkte dieser Konjunktur gilt es im Folgenden vorzustellen. Sie stammen aus Forschungskoooperationen, die bereits mit einschlägigen Publikationen hervorgetreten sind, und markieren zugleich zwei Pole einer Geschichte von Musik als sozial-politischer Praxis im Dialog von Geschichts- und Musikwissenschaft.² Nachdem bislang im geschichtswissenschaftlichen Interesse an Musik eher das 19. Jh. im Vordergrund